

Claudia Schmölders

## Wie viel Ästhetik verträgt die Religion?

**Der Schriftsteller Martin Mosebach will zurück zu einer frommen Ästhetik der Liturgie und tritt deshalb für eine Streichung der Kirchenreform von Johannes XXIII. ein, zum Beispiel solle das Lateinische wieder eingeführt werden. Die Autorin bestreitet die Pfingstlichkeit solcher Bestrebungen, komme es doch bei Gottes Botschaft darauf an, sie als Erlösungsnachricht für alle verständlich werden zu lassen.**

Kaum ein Gedanke kann uns heute so anachronistisch alarmieren wie die Religion. Seit dem Karikaturenstreit möchte man meinen, wir lebten wieder in einer Zeit der Religionskämpfe, also im 17. Jahrhundert. Manch einer meint sogar, wir stünden schon wieder im Mittelalter, überwältigt von den archaischen Aktivitäten der islamischen Welt. Doch – um diese Banalität auszusprechen – wir dürfen unsere Human-Fortschritte nicht freiwillig ablegen. Toleranz, Freiheit, Selbstbestimmung, freie Kunst, all das haben wir teuer erkaufte. Vieles davon auf Kosten der Religion, zugegeben. Wenn diese jetzt, wie ein mühsam verdrängter Urlaut, zurückkehren will, bedarf es einer behutsamen Erinnerungstechnologie. Eine Schlüssel-funktion könnte dabei den Künsten zukommen, nicht nur der bildenden. Ästhetik gibt es nicht nur fürs Auge.

Da ist an erster Stelle die Sprache. Mit ihr können wir uns an alte Epochen erinnern, mit ihr können wir sie uns aber auch vom Leibe halten, sozusagen in Umkehr der Psychoanalyse mit ihrer *talking cure*. Und das tun wir ja auch. Schließlich ist doch bei uns seit Jahrzehnten das Mittelalter präsent; als Sehnsuchtsort geradezu, gottlob aber nur in Spielformen wie Literatur und Kino; man denke an Umberto Eco mit dem *Namen der Rose* oder an Tolkien mit seinem *Herrn der Ringe*. Beide Autoren haben moderne Sprachspiele zum Thema inszeniert: Tolkien, der Linguist, mit einer eigens erfundenen Mittelalter-Sprache; Eco mit dem Brandopfer

eines Klosters, das sich den Worten der Aufklärung widersetzt.

Aber es gibt eine ungleich größere und vielleicht sehr christliche Sprachkunst. Nach der Apostelgeschichte ließ der ausgesandte Heilige Geist die Jünger urplötzlich in einer allseits verständlichen Sprache predigen. »Wie hören wir denn ein jeglicher seine Sprache, darin wir geboren sind?« heißt es bei Lukas. »Parther und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Mesopotamien und in Judäa und Kappadozien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien, Ägypten und an den Enden von Libyen und Ausländer von Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber: Wir hören sie mit unseren Zungen die großen Taten Gottes reden.«

So klingt die Stelle in Luthers Übersetzung. Zweierlei können wir uns auf Anhieb bei dieser Episode denken. Zum einen, dass die biblisch überlieferte babylonische Sprachverwirrung gleichsam geheilt wird, zum anderen, dass die christliche Religion eine fundamental sprachliche, jedenfalls nicht bildliche Religion ist.

Nicht jeder kann lesen und schreiben, wohl aber kann fast jeder Mensch hören und reden. Nur die wenigsten freilich können auch übersetzen. Schließlich sind Sprachen keineswegs nur zur Verständigung da; man will sich mit ihnen zugleich abgrenzen. Zwar nimmt die Zahl der Sprachen heutzutage immer mehr ab, weil das Englische die Weltsprachenführung übernommen hat, doch der Wille zur

Abgrenzung ist vollkommen unverändert. Heute sind es eben die Programmiersprachen, mit denen sich technische Eliten vom Volk und untereinander abgrenzen. Oder es sind wissenschaftliche Fachsprachen, mit denen sich die akademische Welt auseinanderlebt bis an die Grenzen des Zerfalls. Mit dem Pfingstereignis wird dagegen eine Philosophie der Übersetzung etabliert. Und betrachtet man die von Lukas genannten Völker, so ist die Aktualität dieser Philosophie geradezu unerhört. Araber und Juden, heißt es ausdrücklich, hörten damals dieselbe christliche Botschaft in ihrer je eigenen Sprache.

Über einen Lukas-Text wie diesen zu reden ist also einerseits leicht, andererseits womöglich auch müßig. Auch unter dem Deckmantel der englischen *lingua franca* wird längst nicht alles und jedes übersetzt. Im Gegenteil: die arabische Welt benutzt inzwischen englischsprachige Technologie, um ausdrücklich die englische Sprache zu verteufeln und jedem gläubigen Moslem die arabische zwingend vorzuschreiben.

Wenn also die Sprecher nicht leisten, was die Sprache eigentlich kann, muss man eine andere Kunst aufrufen, um das pfingstliche Gleichnis mit Sinn zu erfüllen. Das traditionelle Kirchenfest mit Gottesdienst und Musik erinnert natürlich auch an die Körperbasis des Übersetzens, an Liturgie und Gebärden, die wirklich alle Gläubigen verstehen. Wer einmal ein Hochamt im Petersdom erlebt und die Besucher gesehen hat, wird die ethnische Vielzahl der Gläubigen nicht so schnell vergessen. Farbige und Weiße, Asiaten und Orientalen, Männer und Frauen vollziehen hier sämtlich dieselben Gesten: sie knien nieder, bekreuzigen sich, singen, geben einander die Hand. Und alle zusammen betrachten die heiligenden Gebärden des Priesters, sehen ihn die Hostie heben, den Wein trinken, den Segen spenden, Weihrauch schwenken als Teil der eigenen Frömmigkeitskultur.

Diese fromme Ästhetik der Liturgie hat sich seit einiger Zeit der deutsche Autor Martin Mosebach auf die Agenda geschrieben. Nicht ohne Überspitzung hat er dafür plädiert, die Kirchenreform von Johannes XXXIII. rückgängig zu machen, vor allem die Konzession an die Volkssprache. Es solle das Lateinische wieder eingeführt werden, das die meisten von uns nicht mehr verstehen. Aber wäre das nicht eine geradezu antipfingstliche Initiative? Bedenkt man andererseits, dass ausgerechnet George Bush einer pfingsterweckten einheimischen Gemeinde angehört, so erscheint die Mission des Schriftstellers vielleicht doch in einem anderen Licht.

Das Pfingstereignis besagt: Hier soll keiner dem andern untergeordnet werden, selbst nicht der Gläubige seinem Gott; hier soll vielmehr Gottes Botschaft als Erlösungsnachricht *für alle* verständlich werden. Nicht Ehrfurcht, sondern Freude wird vom Heiligen Geist vermittelt – bis hin zur ekstatischen Aufregung. Eben deshalb meinen die Juden in der Apostelgeschichte, die Jünger Jesu seien doch wohl »voll des Weins«, also eigentlich betrunken, oder, wie der ältere, schönere Ausdruck heißt: »trunken«. Es muss gar nichts mehr übersetzt werden, alle verstehen von selber.

Ekstatische Motive im spirituellen Leben artikuliert aber am besten – übrigens in fast allen Kirchen – die Kunst der Musik. Die christliche Kirche hat sich dazu sogar ein eigenes Instrument geschaffen: nämlich die Orgel, der Kirche »seufzendes Riesenherz«, wie Heinrich Heine sie einmal nannte. Und darüber lohnt es sich ein paar Worte zu verlieren. Obgleich heidnischen Ursprungs, hat sich die Orgel ja auf eine Dauersymbiose mit dem christlichen Kirchenbau eingelassen. Kaum eine Kirche gibt es noch ohne Orgel; selbst im tiefsten Afrika hat ein frommer und musikalischer Geist wie Albert Schweitzer das Instrument eingeführt.

Orgeln bilden mit ihrer Anlage eine ganz eigene Symbolik, über die nachzudenken sich lohnt. In Hamburg hat vor allem der Schriftsteller Hans Henny Jahn für die Orgel gekämpft, hat selber das Handwerk des Orgelbaus erlernt und die sogenannte Orgelbewegung der 30er Jahre mitgetragen. »Ich fasse sie auf«, schrieb Jahn 1925, »als einen Organismus zur Hervorbringung musikalischer Klänge, die als irdischer Leib die Seele ewiger Musiken aufnehmen sollen. Die Musik, der ich sie untergeordnet fühle, ist kultisch, deshalb ist der Platz einer Orgel an einer Kultstätte zu denken.«

Noch gegen Ende des letzten Jahrhunderts hatte die Orgel nichts von ihrer Faszination verloren; der Philosoph Hannes Böhringer hat ihr damals einen tiefsinnigen Essay gewidmet. Die Orgel, schrieb er, vertritt im Zeichen des atmenden Tönens eine Gemeinschaft von Chor und Orchester. Kein anderes Instrument vermag so viele Klangfarben anderer Instrumente, darunter eben auch die menschliche Stimme, hervorzubringen wie eine Orgel. Sie gleicht darin manchen Vögeln, die alle möglichen Lieder aller möglichen anderen Vögel nachahmen können, wie etwa die Spottdrossel. So spöttisch spricht man über Orgeln natürlich nicht; im Gegenteil: unter anderem eben wegen dieser Vielfalt nennt man sie vielmehr die Königin der Instrumente. Ein weibliches Element also in der Kirche, dessen ekstatisierende Wirkung man nicht überschätzen kann.

Überhaupt bildet die Orgel aber eine imponierende Großmetapher im barocken Denken – kein Wunder, denn das ist die Zeit ihrer größten Pracht. Mit ihr trat man musikalisch aus dem Mittelalter heraus. Nun gehören natürlich weder Hans Henny Jahn noch Hannes Böhringer ins 17. Jahrhundert. Sie sind vielmehr Autoren der Moderne. Was beide ganz auffällig an der Orgel reizt, ist das Zwischenreich zwischen Religion und Physik,

zwischen tönendem Instrument und Mathematik, Handwerk und Maschine. Einerseits vereinen sich in diesem Spiel also Chor und Orchester ganz archaisch zum Lob Gottes. Andererseits ist der Spieler mit seinem Instrument ganz ungewöhnlich verwachsen. Er spielt ja mit Händen und Füßen etwa so wie ein Autofahrer mit Händen und Füßen agiert. Böhringer meint: das genau sei an der Orgel so ungeheuer modern. Der Organist sei eigentlich ein Rechenmaschinenmensch. Schließlich folgt ja die Konstruktion der Pfeifen rein physikalischen Gesetzen.

Gerade deswegen hat übrigens das Deutsche Museum in München eine große Sammlung historischer Orgeln. Es ist ein Museum für Technikgeschichte; hier interessiert man sich für die Physik der Töne. Und damit kommen wir wieder zurück zum Ausgangspunkt. Denn welche Ästhetik könnte diesem »Fünfundzwanzigsten Tag«, diesem als Zahl verkleideten, aber dem feinen Hören in allen Sprachen gewidmeten Kirchentag namens Pfingsten, dieser Ekstase der Übersetzung, besser entsprechen als eben die Ästhetik der Orgel?

Verlassen wir diesen Festgedanken mit einem Wunsch. Unser Organist sitzt ja wirklich an einer Art Cockpit, darin sämtliche Töne erzeugt werden. Dieses Cockpit nennt man »Konsole« oder »Spielkonsole«. Wir kennen das Wort heute nur aus der Film- und Bildwelt der Kinder. Sie spielen an ihren Konsolen mit anhaltender Begeisterung genau das Gegenteil von Orgelmusik, nämlich unmusikalische, mörderische, aufs Ende hin zielende Gewaltspiele. Ob sich da etwas ändern ließe?



Claudia Schmölders (\*1944) ist Schriftstellerin, Übersetzerin und Kulturwissenschaftlerin an der HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN. 2004 erhielt sie den Heinrich-Mann-Preis der Akademie der Künste.  
cs@claudiaschmoelders.de